

Christoph Steinebach | Andreas Schrenk |
Ursula Steinebach | Larry K. Brendtro

Positive Peer Culture

Ein Manual für
starke Gruppengespräche

Christoph Steinebach | Andreas Schrenk |
Ursula Steinebach | Larry K. Brendtro
Positive Peer Culture

Edition Sozial

Christoph Steinebach | Andreas Schrenk |
Ursula Steinebach | Larry K. Brendtro

Positive Peer Culture

Ein Manual für starke Gruppengespräche

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-3167-6 Print

ISBN 978-3-7799-4664-9 E-Book (PDF)

1. Auflage 2018

© 2018 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter:
www.beltz.de

Inhalt

Vorwort	7
Teil I Grundlagen	
1 Jugendalter: Riskante Dynamik	12
2 Resilienz und Gesundheit	25
3 Positive Jugendentwicklung	37
Teil II Prinzipien	
4 Bedürfnisorientierung	47
5 Stärkenorientierung	55
6 Individuelle und organisationale Entwicklung	63
Teil III Positive Peer Culture (PPC)	
7 Haltungen und Botschaften	69
8 Ablauf	92
Teil IV Transfer	
10 Schule	105
11 Ausbildung und Studium	113
12 Team	121
Teil V Evaluation	
13 Wichtige Fragen	139
14 Was wir bisher wissen	142
15 Wie geht es weiter?	144
Literatur	158
Verzeichnis der Abbildungen, Infoboxen und Tabellen	169
Zu den Autoren und der Autorin	171

Vorwort

Positive Peer Culture (PPC) ist keine neue Erfindung. Die Praxis des Angebots wurde bereits in den siebziger Jahren entwickelt. Später folgten erste zusammenfassende Darstellungen des Ansatzes. Dabei galt die besondere Aufmerksamkeit der therapeutischen und pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen, die in besonderer Weise benachteiligt und traumatisiert waren. Nach und nach wurde in unterschiedlichen Fachbeiträgen aufgezeigt, wie gut sich dieser Ansatz in die modernen Theorien von Erziehung, Prävention und Therapie einfügt. Längst haben Evaluationen belegen können, dass dieser Ansatz nachhaltigen Erfolg zeigt, auch unter schwierigsten Bedingungen.

Erfordernisse der Praxis, aber auch aktuelle Entwicklungen in Theorie und Forschung, haben zur Weiterentwicklung von Konzept und Methode geführt. Zum einen ist hier die Bedürfnisorientierung zu nennen. Der „Circle of Courage“ ist eine wichtige Hilfe, um das Angebot zu verstehen und zu gestalten. Wichtige Erkenntnisse zu den neurophysiologischen Grundlagen des Lernens und allgemein der Veränderung von Verhalten und Erleben werden heute zur Erklärung der Wirkungen von PPC herangezogen. Und was sich in den frühen Arbeiten zu PPC bereits ankündigte, ist heute Alltag: der Transfer vom Jugend- auf das Kindesalter, auf Schulklassen und Fallbesprechungs- und Supervisionsgruppen. PPC steht heute für eine sehr umfassende Entwicklungsstrategie, die sich im Kern durch besondere Gruppengespräche auszeichnet, die dabei aber auch die Kultur der Organisation, der Gemeinde und Gesellschaft im Blick hat.

Auch im deutschsprachigen Raum haben sich Angebote, die dem Konzept von „Positive Peer Culture“ folgen, etabliert. Mit dem vorliegenden Band möchten wir einen Einblick in die Grundlagen, Methoden und Praktiken geben. Diese sollen möglichst so konkret beschrieben werden, dass dieses Buch die Weiterbildungsangebote für Moderatorinnen und Moderatoren unterstützt und ergänzt. Der vorliegende Band soll aber auch einen Einblick in die Praxis an unterschiedlichen Orten geben, sei es in Beratungsdiensten, in den therapeutischen Ambulanzen, den stationären Diensten oder auch in den Schulen. Über die Jahre ist der Ansatz PPC weiterentwickelt worden. Längst folgen auch kollegiale Fallberatungen und Teamsupervisionen diesem Modell. Damit wird deutlich, dass PPC nicht nur ein Ansatz ist, um den besonderen Bedürfnissen von Jugendlichen gerecht zu werden. Es ist auch ein

Ansatz, der die Anliegen der Fachkräfte trifft und einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Organisation leistet.

Im vorliegenden Band möchten wir einen Einblick in die Arbeit mit Gruppen geben, aber auch in die Umsetzung mit Schulklassen, für Gruppen in der Ausbildung von Fachkräften, in Teams und Organisationen. Darüber hinaus möchten wir zeigen, dass „PPC“ in besonderer Weise anschlussfähig ist an die aktuelle Forschung und Praxis der Entwicklungsförderung. Im engen Dialog mit der Praxis, als Moderatorinnen und Moderatoren von Gesprächskreisen, in der Fortbildung von Fachkräften und auch aufgrund unserer eigenen Forschung, sehen wir PPC heute als einen bedürfnis- und ressourcenfokussierten Ansatz, der Achtsamkeit und Empathie von „Peers“ über die gesamte Lebensspanne fördern kann. Aus unserer Sicht ist das Potenzial von PPC noch nicht ausgeschöpft und tatsächlich bleibt noch viel zu tun. Dennoch hoffen wir, dass dieser Band neugierig macht und Sicherheit gibt für die praktische Arbeit mit PPC – in welchem Praxisfeld auch immer.

Unser Dank gilt Cornelia Klein, Frank Engelhardt vom Lektorat Beltz Juventa und Viola Steinebach für die professionelle Unterstützung bei der Erstellung des Manuskripts. Unser Dank gilt aber auch den Teilnehmerinnen und Teilnehmern unserer Weiterbildungen zu PPC. Der Austausch mit ihnen war eine wertvolle Bereicherung. Möge dieser Band nun auch umgekehrt Hilfe sein für die Arbeit mit Peers und die persönliche und fachliche Weiterentwicklung all jener unterstützen, die die Jugendlichen auf ihrem Weg begleiten.

Zürich, den 31. Oktober 2017

Christoph Steinebach, Andreas Schrenk,
Ursula Steinebach und Larry K. Brendtro

Teil I: Grundlagen

In diesem ersten Teil des Bands soll deutlich werden, was im Jugendalter als Entwicklungsphase geschieht und wie sich dies auch im Konzept von Positive Peer Culture (PPC) widerspiegelt. Dabei verstehen wir PPC als Beratungsangebot, das in besonderer Weise auf die Bedürfnisse der Jugendlichen eingeht. Was aber sind die Bedürfnisse von Jugendlichen? Und welche Bedeutung kann dieses Angebot für Jugendliche haben? Im Folgenden wollen wir in einem groben Überblick die Entwicklung im Jugendalter vorstellen. Wir heben jene Aspekte hervor, die für Theorie und Praxis von Peer Group Counseling (PGC) richtungweisend sind.

Was ist Positive Peer Culture und was ist Positive Peer Group Counseling? Im Kern geht es bei PGC um regelmäßige Treffen einer Gruppe von Jugendlichen. Diese Treffen werden von erwachsenen Fachkräften moderiert. Die Gruppen können kleiner oder größer sein, sie können sich in kürzeren oder längeren Abständen treffen, sie können auf Sympathiewahl beruhen oder eine „Pflichtveranstaltung“ sein. Von daher sind die Angebote als offene, ergänzende Angebote oder auch als Angebot im regulären Curriculum des Schulunterrichts denkbar. Gleich in welcher Form die Treffen stattfinden, geht es für alle um die Frage, „wie können wir uns gegenseitig bei Problemen helfen?“ Im Gespräch erfährt die Problemgeberin bzw. der Problemgeber emotionale und lösungsbezogene Unterstützung. Das Gespräch folgt verschiedenen Phasen. Es geht in den Gesprächen nicht nur um die Unterstützung beim Treffen selbst. Einzelne und die Gruppe als Ganzes können auch Hilfestellungen außerhalb der Gruppentreffen geben und dafür schon während des Treffens besondere Verpflichtungen übernehmen. Auch wenn die Verantwortung für das Gruppengespräch bei den Jugendlichen liegt, die Moderatorinnen und Moderatoren haben vielfältige Aufgaben. Sie beobachten, sie unterstützen durch Fragen die Gruppe, wenn nötig korrigieren sie und schließlich geben sie am Ende des Gruppengesprächs eine Rückmeldung zum Geschehen.

Tabelle 1 Phasen im Peer Group Counseling

Phase im Gesprächsverlauf	Aufgabe
1 Problem benennung	Jeder benennt kurz ein Problem.
2 Problemfindung	Die Jugendlichen einigen sich auf ein Problem.
3 Problemschilderung	Problemgeber/-in schildert das Problem.
4 Nachfragen zum Geschehen	W-Fragen, wenn etwas nicht verstanden wurde.
5 Nachfragen zu Gefühlen und Verhaltensalternativen	Erkennen von problematischem Verhalten, von Gefühlen und Mustern.
6 Neue Lösungen erarbeiten	Alternativen entwickeln und Chancen aufzeigen.
7 Hausaufgaben	Gibt es Aufgaben außerhalb des Treffens, die von den Mitgliedern übernommen werden?
8 Rückmeldung	Moderator/in schildert der Gruppe Eindrücke zum Gespräch.

Schnell wird klar, dass in diesem Angebot vielfältige Anforderungen stecken, die für die Jugendlichen eine besondere Herausforderung darstellen. Es ist aber auch klar, dass dieses Angebot Lernerfahrungen bereitstellt, die für Jugendliche besonders wertvoll sind (Vorrath/Brendtro 2013). Warum das so ist, wollen wir im Folgenden an Hand der wissenschaftlichen Befunde zur Entwicklung im Jugendalter zeigen.

Abbildung 1 „Ich will helfen, ich kann helfen!“

Emmen Schule Gersag 2 25

«Ich will helfen, ich kann helfen!»

PPC (Positive Peer Culture) nennt sich ein Ansatz, Probleme unter Gleichaltrigen zu lösen. «Miteinander statt gegeneinander» heisst also die Devise, die zum Ziel hat, dass sich die Schülerinnen und Schüler bei Problemen selber helfen.



öffnen getrauen, dass eine positive Stimmung geschaffen werden kann und dass Verschwiegtheit herrscht.

Die Tatsache, dass Jugendliche ihre Probleme selber am besten kennen und viele dieselben Sorgen teilen, soll genutzt werden, sich gegenseitig zu helfen. Dabei profitiert nicht nur die problemstellende, sondern auch die helfende Person. Sie übernimmt nämlich Verantwortung und stärkt damit auch die eigene Persönlichkeit.

Die Problemlösung erfolgt nach einer genau vorgegebenen (und von der Lehrperson überwachten) Vorgehensweise. In acht Schritten wird ein Problem benannt, ausgewählt, analysiert, diskutiert und angegangen.

Schlüsselkompetenzen
Schlüsselkompetenzen für eine erfolgreiche Umsetzung der Methode sind, dass die Schülerinnen und Schüler sich aussern (Belindlichkeit), aber auch zuhören können, eine kritische, aber wohlwollende Grundhaltung zeigen. Es braucht also viel Einfühlungsvermögen und das muss in den meisten Klassen zuerst geübt und gelernt werden.

Grenzen
Grenzen hat das Projekt «Starke Jugendliche helfen ...» da, wo familiäre Strukturen betroffen sind. Sie gehören nicht in diesen Peer-Rahmen. Diese Probleme sind aber leider heutzutage oft die drängendsten. Wenn privat zu Hause kein Klima der Wertschätzung herrscht, oder das familiäre Umfeld beschädigt ist, dann lassen sich die Probleme auch nicht durch die Klassengemeinschaft lösen. Wenn es allerdings um Probleme mit der Pubertät, im kollegialen Umfeld oder in der Schule geht, kann das Projekt PPC eine wirkungsvolle Methode für ein positives Miteinander darstellen.

Autoren: Kurt Wiprächtiger

Stimmen



«Eine Bedingung für den Erfolg von PPC ist die Grundhaltung, welche respektvoll und wertschätzend sein soll. Das bedeutet aber nicht, dass nicht Klartext gesprochen werden soll.»
Prof. Dr. Andreas Schenk



«Bei PPC steht nicht nur die Problemlösung im Vordergrund. Auch die Erfahrung des Helferkommens ist wichtig für die Entwicklung der Jugendlichen.»
Prof. Dr. Christoph Steinbach



«Meine Klasse hat sich in letzter Zeit bezüglich ihres Verhaltens merklich verbessert. Ob das positive Miteinander eine Folge des PPC oder der gestiegener Reife ist, kann ich nicht sagen.»
Jaswica Raut, Klassenlehrerin G2 21



«Ich habe PPC nicht immer gut erlebt. Schade finde ich, dass einige (Jungs) mit ihrem Lachen die Stimmung kaputt gemacht haben. Das hat zum Glück mit der Zeit etwas besser geworden.»
Marlene Sengler, K2 G2 21



«Es ist nicht leicht, ein Problem zu erzählen. Viele – auch ich – haben wohl Angst, dass man belächelt oder ausgelacht werden könnte.»
Gabriel Zepher, K1 G2 21

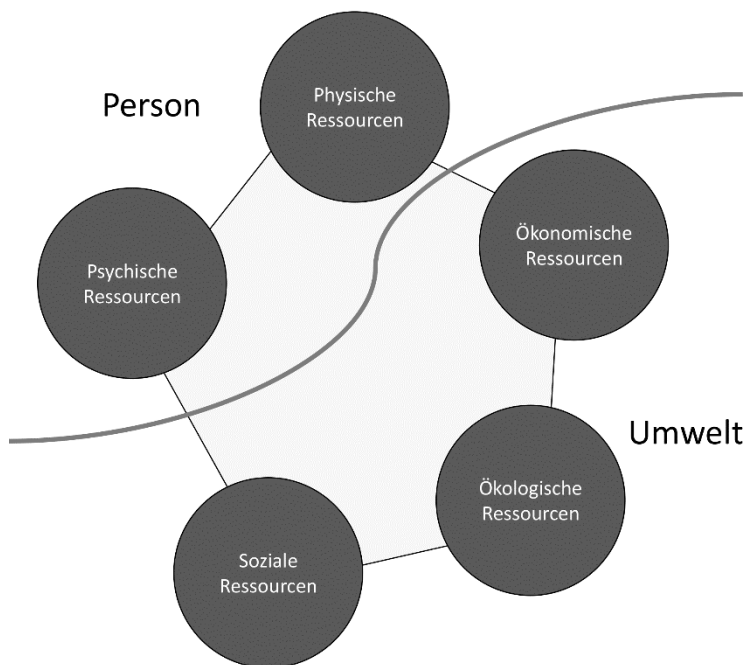
Quelle: Wiprächtiger 2017, S. 25

1 Jugendalter: Riskante Dynamik

An kritischen Themen, Herausforderungen und Problemen ist im Jugendalter sicher kein Mangel. Neue Kompetenzen und Fertigkeiten verweisen auf Herausforderungen, die viele Fragen aufwerfen: die körperliche Reifung, neue Freundschaften, das Nachdenken über die eigene Zukunft, eine neue Definition der Beziehung zu den Eltern, entstehende innere und äußere Konflikte durch Widersprüche zwischen den eigenen und fremden Erwartungen, der Wunsch nach größerer Freiheit, die Sorge um richtige Entscheidungen bei der Berufswahl, die Entwicklung neuer Werte, der Kampf um größere Autonomie, die Bestimmung der eigenen Sexualität, die Abgrenzung der eigenen Träume und Hoffnungen von den Wünschen der anderen, das Erleben verliebt zu sein, die Beziehung zu Gleichaltrigen, vielfältige körperliche Veränderungen, stärkere sexuelle Interessen, erste Erfahrungen mit sexueller Intimität. Über allem steht die Frage, „wer bin ich eigentlich und wer möchte ich sein?“ Die Antwort auf diese Frage verstärkt die Ablösung von den Eltern und zunehmende Selbstbestimmung. Es bildet sich der Vorsatz, nun nächste Entwicklungsschritte anzugehen, etwa die Berufsausbildung abzuschließen oder auch eine dauerhafte Partnerschaft einzugehen.

Für die Auseinandersetzung mit all diesen Themen, Herausforderungen und Aufgaben verfügen die Jugendlichen über Kompetenzen, die sie sich im Kindes- und frühen Jugendalter erworben haben. Sie definieren mehr und mehr ihre eigenen Ziele und nutzen eigene Kompetenzen und umweltseitige Ressourcen, um diese Entwicklungsaufgaben zu meistern und ihre Entwicklungsziele zu erreichen. In der Auseinandersetzung mit den Entwicklungsaufgaben erwerben die Jugendlichen weitere Fähigkeiten. Das, was die Jugendlichen erreichen wollen, definieren sie nicht alleine aus sich heraus. Erwartungen und Anforderungen werden auch von Seiten der Gesellschaft an die Jugendlichen gestellt. Elternhaus und Schule können diese Anforderungen verstärken oder abschwächen, sie können die Bewältigung dieser Aufgaben erschweren oder auch deutlich erleichtern. Grundsätzlich lassen sich so personseitige und umweltseitige Ressourcen unterscheiden (Benson 2007, Brandtstädter 2007, vgl. Abbildung 2).

Abbildung 2 Ressourcen in der Entwicklung



Zwischen den eigenen physischen und psychischen Ressourcen bestehen Wechselwirkungen, genauso wie zwischen sozialen, ökologischen und ökonomischen Ressourcen. So ist anzunehmen, dass das Leben in einem wohlhabenden Quartier auch besondere Möglichkeiten für eine aktive Freizeitgestaltung bietet. Außerdem stehen umweltseitige und personenseitige Ressourcen in Wechselwirkung, denn Möglichkeiten für Bewegung und Entspannung in einer ansprechenden Umgebung fördern auch prosoziales Verhalten und damit auch das physische und psychische Wohlbefinden (Zhang et al. 2014).

Als besondere Wegmarken erweisen sich ökologische Übergänge z. B. von der Schule in die Lehre (Bronfenbrenner 1979, 1981). So können wir davon ausgehen, dass sich in Zeiten ökologischer Übergänge das ort- und zeitspezifische, tätigkeits- und rollenabhängige Beziehungsgefüge zwischen Person und Umwelt verändert. Dies verlangt von Jugendlichen (oder von allen Menschen, die solche Übergänge durchleben), besondere Anpassungsleistungen. Positive Anpassung und die gelungene Bewältigung kann durch Fehler in der Wahrnehmung, in der Verarbeitung und Bewertung und durch fehlende Möglichkeiten in der physischen Umwelt oder durch mangelnde Unterstützung durch

die soziale Umwelt erschwert werden. Dann erleben die Jugendlichen eher Kontrollverlust durch die Belastungen, Überforderung und Ängste. Der resultierende Stress kann zu Rückzug und Depression oder auch zu Aggression führen (Calmbach et al. 2012).

So bleiben die Eltern beim Wechsel von der Schule in die Berufswelt, bei Themen wie Berufswahl, aber auch bei Problemen mit Lehrerinnen und Lehrern, bei Auseinandersetzungen mit Freundinnen und Freunden, wichtige Ansprechpartner. Aber natürlich gewinnen Gleichaltrige im Jugendalter an Bedeutung. Der Freundeskreis ist ein Übungsfeld und eine Resonanzgruppe für die eigene Identität. Zugleich bietet er wichtigen emotionalen Rückhalt (Tajfel/Turner 1986, Theorie der Sozialen Identität, vgl. auch Infobox 1).

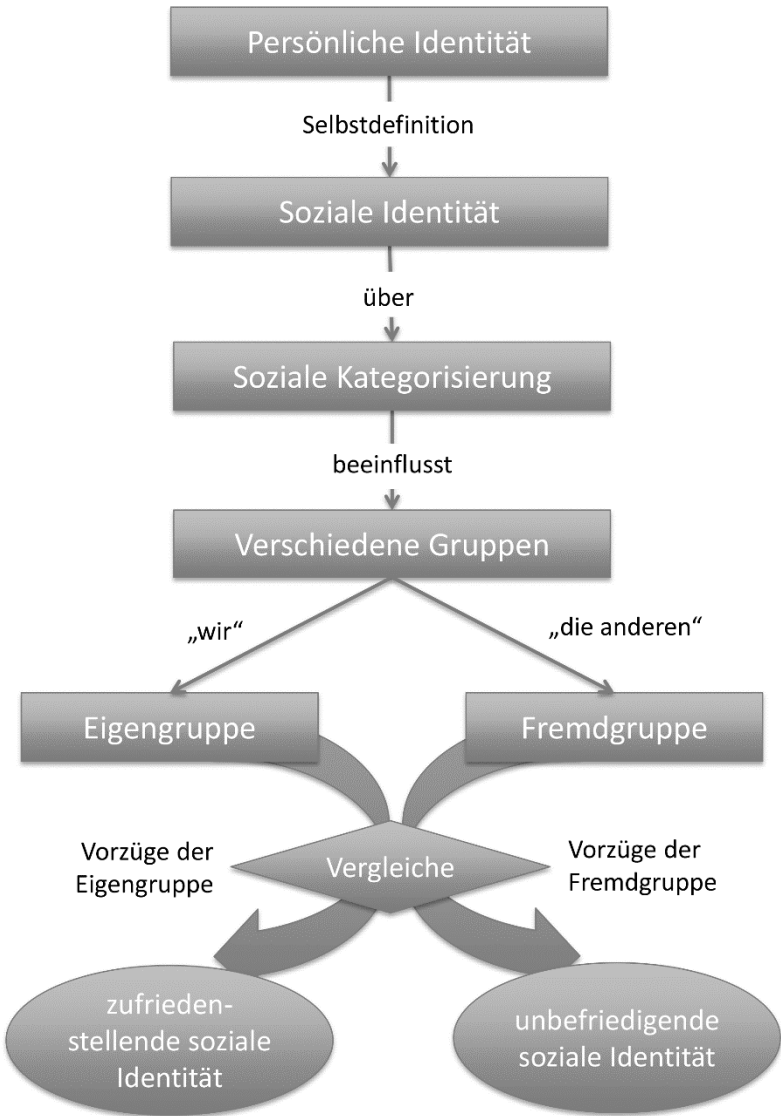
Infobox 1

Zur Theorie der Sozialen Identität von Henri Tajfel und John C. Turner (1986)

- **Soziale Kategorisierung**
Über verfügbare soziale Merkmale segmentieren Individuen ihre soziale Umwelt in unterscheidbare Kategorien oder Gruppen.
- **Soziale Identität**
Aus der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe wird das Selbst-Konzept, die Identität der Person bestimmt. Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“. Personen streben nach einer positiven Identität.
- **Sozialer Vergleich**
Über sozialen Vergleich (Festinger, 1945) wird die Identität bewertet.
- **Soziale Distinktheit**
Die Identität kann positiv bewertet werden, wenn positive soziale Distinktheit der In-group zur Out-group erreicht wird. Streben nach sozialer Distinktheit kann zu Ethnozentrismus führen.

Auf die besondere Bedeutung der Gruppe für die Entwicklung einer positiven Identität verweist die Theorie der Sozialen Identität von Tajfel und Turner. Für die Entwicklung und den Erhalt der eigenen Identität ist die Gruppe von entscheidender Bedeutung. Gruppen werden bereits aufgrund von kleinsten Merkmalen unterschieden. Abhängig davon, ob wir Mitglied einer Gruppe sind oder nicht, unterscheiden wir im Zuge einer „sozialen Kategorisierung“ (Tajfel 1981, vgl. die folgende Abbildung vgl. Psychology Wizard o.J.) zwischen Eigen- und Fremdgruppe.

Abbildung 3 Persönliche Identität und Gruppenzugehörigkeit



Aus der Zugehörigkeit zur Eigengruppe leiten wir unsere soziale Identität ab. So werden auch neue Verhaltensweisen übernommen, wenn sie als Teil der Identität der Gruppe und damit dann auch als Teil der eigenen sozialen Identität verstanden werden. Ziel ist, eine stabile und tragfähige, positive Identität aufzubauen und zu sichern. So finden zwischen Eigen- und Fremd-

gruppe Vergleiche statt, mit dem Ziel, „selbst besser dazustehen“ (Brewer 1996). Dies führt oft zu einer Tendenz, die Fremdgruppe abzuwerten (etwa Pettigrew 1997). Es ist also darauf zu achten, dass mit den gruppenbezogenen Angeboten keine Konkurrenz zwischen Gruppen gefördert wird, sodass die Konkurrenz zu einer Abwertung der Fremdgruppe führt.

Die Gruppe selbst übt auf verschiedenen Wegen Einfluss auf den Einzelnen aus: Durch (1) Verstärkung bzw. Belohnung oder (2) normativ korrigierenden Druck, als (3) Modell über z. B. Beobachtungslernen oder (4) indem sie Optionen für Handlungen und Entwicklungen schafft und (5) direkt unpassendes Verhalten unterbindet (Brown/ Larson 2009, S. 95). Gruppen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kulturen unterscheiden sich jedoch in der Art, wie abweichendes Verhalten bewertet wird und welche Konsequenzen gezogen werden (Schwarz 2007).

Schon Cicero monierte wohl, dass wir viele Dinge, die wir um unserer selbst willen niemals tun würden, dann aber doch um unserer Freunde willen tun. Gruppen beeinflussen das Verhalten ihrer Mitglieder. So, als würde das Gehirn mit der Präsenz der Gruppe von Autonomie auf Anpassungsmodus schalten. Und tatsächlich wird unsere interne Kontrolle durch ein tiefes neurophysiologisches Programm der intuitiven Anpassung an die Gruppe überschrieben (Gordon et al. 2014). Dieses „Herunterschalten“ des Exekutivgehirns macht uns anfällig für Verführung oder die Ansteckung durch Gruppengefühle. Aber PPC ist nicht nur ein anderer Weg, um Jugendliche zu passiven Figuren im Spiel mächtiger Gruppenprozesse zu machen. Im Gegenteil. Das Ethos einer sorgenden Gruppe schützt ein schwieriges Gruppenmitglied sogar vor Spott und Ablehnung. So sind junge Menschen eher in der Lage, Probleme in einem Klima zu lösen, in dem alle eine eigene Stimme haben.

Jugendliches Fehlverhalten ist oft kein Alleingang, sondern eine Aufführung für Peers. Gruppendelinquenz erreicht im Alter von 16 Jahren ihre größte Ausprägung, wenn die Notwendigkeit, Peers zu beeindrucken, die Selbstregulierung übertrumpft. Schließlich sind die höheren Programme des Zentralen Nervensystems noch nicht sehr ausgereift. Junge Leute neigen dann eher dazu, andere zu imitieren, als reife, unabhängige Urteile zu fällen. Dies ist kein Problem in positiven Gruppenkulturen, die quasi Spiegelneuronen mit positiven Modellen versorgen. Aber Jugendliche, die von Erwachsenen entfremdet sind, suchen oft Peers mit ähnlichen Denkweisen, die antisoziale

Werte und Verhaltensweisen unterstützen könnten (Dodge/Dishion/ Lanford 2006).

Die umfangreichste Forschung zum Einfluss der Peers wurde von Martin Gold und Kollegen an der University of Michigan (Gold/Osgood 1992) durchgeführt. Sie untersuchten Schülerinnen und Schüler in stationären Einrichtungen und Sonderschulen für Jugendliche mit Verhaltensauffälligkeiten. In Einrichtungen, die sich durch ein respektvolles Miteinander auszeichneten, hatten die Jugendlichen positive Beziehungen zum Personal und ein Gefühl von Autonomie und Selbstbestimmung. Sie hatten den Eindruck, dass ihre Stimmen gehört wurden. Ein wichtiges Ergebnis war, dass zwei Persönlichkeitstypen unterschiedlich auf den Gruppeneinfluss in PPC-Programmen reagierten:

- „Beset Teens“ fühlten sich ohnmächtig, ängstlich und deprimiert. Die meisten hatten Beziehungstraumata erlebt, die Gefühle von Unzulänglichkeit und tiefem Misstrauen erzeugten. Sie hatten Schwierigkeiten, mit Erwachsenen oder anderen Jugendlichen zusammenzukommen. Obwohl sie von der Hilfe der Gleichaltrigen profitierten, waren ihnen enge Bindungen an Erwachsene besonders wichtig. So wollten sie ihre Selbstwirksamkeit und ihren Selbstwert stärken.
- „Buoyante Teens“ zeigten sich dagegen widerstandsfähiger und sozial kompetenter. Sie konnten Konflikte mit Erwachsenen austragen und ihr Bedürfnis nach Zugehörigkeit mit ihren Freundinnen und Freunden befriedigen. Sie konnten zu anderen Jugendlichen in Beziehung treten und eine starke Loyalität gegenüber ihren Peer-Gruppen ausbilden. Diese jungen Leute nutzten die positiven Chancen.

Traditionell strafende Erziehungshaltungen für unruhige Jugendliche retraumatisieren die Jugendlichen und verstärken die negativen Einstellungen gegenüber Erwachsenen. Die Forscher der University of Michigan fanden starke Effekte, als die Jugendlichen frei von Zwang waren. Die wirkungsvollsten Gruppen waren also diejenigen, bei denen die Mitarbeit in den Gruppen selbstbestimmt war. Diese Gruppen hatten einen guten Zusammenhalt, wie auch die Überzeugung, dass sie ihr Leben verändern können. Autonomie bedeutete nicht, die Entscheidungsfindung alleine den Jugendlichen zu überlassen, sondern hohe Erwartungen an reife und verantwortungsvolle Entscheidungen zu stellen – in der Sprache von PPC: Größe einzufordern. Im Ergebnis war es gelungen, den jungen Menschen ein Gefühl